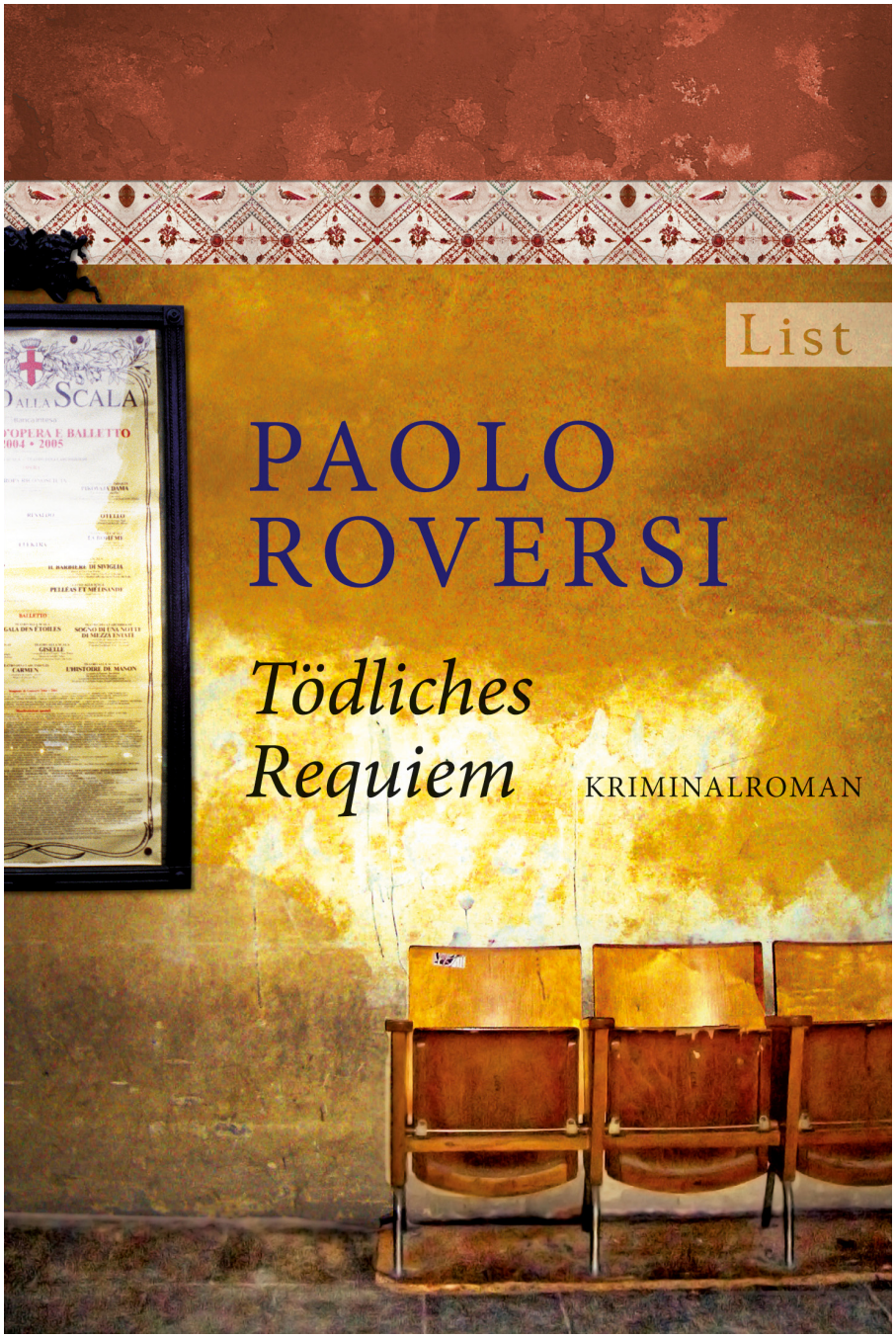

Paolo Roversi

Tödliches Requiem

Kriminalroman

Aus dem Italienischen
von Marie Rahn

Deutsche Erstausgabe im List Taschenbuch
List ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.
1. Auflage August 2011
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2011
© 2007 Paolo Roversi
Titel der italienischen Originalausgabe:
Niente baci alla francese (Ugo Mursia Editore S.p.A., Mailand)
Konzeption: semper smile Werbeagentur GmbH, München
Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München
Titelabbildung: © pannaphotos Tafel: 20097019, Mauritius © CuboImages
Satz: LVD GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Adobe Garamond
Papier: Munkenprint von Arctic Paper Munkedals AB, Schweden
Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-61040-5

List Taschenbuch

Fast Forward

Der Geruch überlagerte alles. Unverwechselbar.

Das gesamte alte Bauwerk war davon durchdrungen: die Gewölbe, die weißen Fliesen, der grobe Zement der Wände, der schwarze, mit blauen Fahrscheinen übersäte Boden.

Die Pariser Metro ist ein endloses Labyrinth von Tunneln und Gängen, ein zweihundert Kilometer langer Moloch.

Doch Radeschi nahm nur den Geruch wahr. Ein Gemisch aus Bierhefe und der Feuchtigkeit, die nach dem Regen vom Asphalt aufsteigt; der warme Atem der Erde.

Dies war sein einziger Gedanke, als der Mann ihm die Pistole ins Gesicht hielt.

Unbeeindruckt von den Passanten und Überwachungskameras um sie herum.

»*T'as fini de me casser les couilles, rital!* Du gehst mir nicht länger auf den Sack, du Spaghettifresser!«

Radeschi verspürte nicht mal Angst, nur dieser Geruch war da. Reglos stand er auf dem Bahnsteig von Strasbourg-Saint-Denis; einer anonymen Station, wo man nur umstieg.

Ein trister Ort, Lichtjahre entfernt von der Eleganz des Louvre und der Pracht der Pyramide.

Ein solcher Ort taugte nur dazu, sich umbringen zu lassen.

ERSTES KAPITEL

Premiere in der Scala

Select. Klassik. Giuseppe Verdi. Play. Aida, Triumphmarsch

Der Hummer hielt vor dem roten Teppich, und die vielen Schaulustigen auf der Piazza reckten die Köpfe, um den Auftritt der Walküren zu erleben. Das Timing war perfekt. Direkt nachdem es aufgehört hatte zu regnen, war die fünfzehn Meter lange, funkelnd weiße Edelkarosse aus der Via Manzoni aufgetaucht.

Hell erleuchtet glitt sie durch das Blitzlichtgewitter an den Zuschauern vorbei, um dann aus den rückwärtigen Türen eine Reihe blonder Models im Abendkleid zu entlassen, die trotz der Eiseskälte weder Strümpfe noch Hemmungen zeigten. Da der Besitzer nicht mit einer Yacht an der Scala anlegen konnte, hatte er sich für die größtmögliche Annäherung zu Lande entschieden: ein wahres Überseeschiff, für das viel amerikanisches Alteisen verwandt worden und das in gleichem Maße unverschämt luxuriös wie umweltschädlich war. Ein Spielzeug voller Smirnoff, Champagner und russischer, ziemlich angetrunkener Bohnenstangen. Acht, wenn man genau nachzählte, und dazu drei schrankförmige, finster dreinblickende Leibwächter. Man schien nicht das mondänste Opernspektakel des Jahres zu besuchen, sondern eine Modenschau, auf der Hugh Hefner seine Playboyhäschen vorführte.

Entsprechend großer Jubel empfing den russischen Magnaten Roman Vulfowitsch, der wie halb Mailand zur Premiere von *Aida* gekommen war, um gesehen zu werden.

Die Zuschauermenge lehnte sich über die Absperrungen und versuchte einen Blick ins Wageninnere zu werfen: Plasmabildschirme, Wurzelholz und schwarzes Leder, Minibar, rote und blaue Lämpchen. Vor allem rote.

»Und wer weiß wie viel Koks«, bemerkte ein Mann mit finsterer Miene, strengem Blick und einer Zigarre im Mundwinkel. Er war der Einzige in seiner Gruppe, der keine Uniform, sondern eine lange, schwarze Jacke à la Serpico trug.

Die anderen Polizisten nickten. Nur einer nicht.

»Was machen wir, Dottò? Filzen wir ihn?«

»Sei nicht so blöd, Sciacchitano«, gab der andere zurück. »Meinst du im Ernst, dass jetzt der geeignete Zeitpunkt für eine Drogenkontrolle ist?«

Die anderen lachten hämisch. Ispettore Sciacchitano, der seine zwei Meter Körpergröße mühsam in seine Uniform gequetscht hatte, versuchte sich ganz klein zu machen.

Alle hatten bemerkt, dass Vicequestore Loris Sebastiani in übelster Stimmung war. Der Polizeipräsident hatte ihn hierher beordert, damit er für einen reibungslosen Ablauf sorgte. Dabei wusste er genau, wie sehr er solche Aufträge hasste. Sebastiani ließ seine Zigarre von einem Mundwinkel zum anderen wandern; er zündete sie nie an, obwohl an diesem Abend die Versuchung besonders groß war.

Ein Blick auf seine Uhr zeigte ihm, dass es sechs Uhr abends war. Noch früh also, obwohl auf den Notizblöcken der Journalisten, die sich im Foyer der Scala drängten, schon einiges vermerkt war.

Um halb fünf hatten sie die Glücklichen interviewt, die

nach tagelangem Campieren vor der Scala die letzten Karten im Parkett ergattert hatten. Vom vorhergegangenen Montag an, seit vier Tagen also, hatte das niedere Volk zwischen Hoffen und Bangen geschwebt, um das kleine Stück Pappe zu bekommen, das sich für fünfzig Euro in eine Eintrittskarte für den exklusivsten Event der gesamten italienischen Theatersaison verwandelt hatte. Müde, aufgeregt und voller Euphorie hatten die Glücklichen alle Fragen der Journalisten beantwortet.

Es war nicht mal genügend Zeit gewesen, alle Kommentare einzuholen, da sich ein munterer Trupp Arbeiter am Palazzo Marino direkt vor der Oper aufgebaut hatte, um mit Spruchbändern und Megafonen zu demonstrieren, während gleichzeitig ein heftiges Gewitter niederging.

»Heute feiern sich die Potentaten in der Scala«, hatte ihr Wortführer getönt.

Zur Musik von Fabrizio De André waren etwa hundert Gewerkschaftler nass bis auf die Knochen geworden, nur um die Ausbeutung der Aushilfskräfte beim Mailänder Theater anzuprangern.

»Was machen wir? Sollen wir einschreiten?«

Diese Frage kam von Ispettore Mascaranti, der wie stets die Hand am Gummiknüppel hatte und große Lust verspürte, ihn auch einzusetzen.

Sebastiani schüttelte den Kopf. Da es wieder regnete, hatte er sich mit einem Schirm unter Leonardos Standbild in der Mitte der Piazza geflüchtet. Ein strategisch günstiger Posten, von wo aus er gleichzeitig den Eingang der Oper und den Kordon seiner ringsum postierten Männer im Auge behalten konnte.

»Wir lassen sie in Ruhe«, befahl er.

Es gab keine weiteren Zwischenfälle. Im Übrigen hatte die Polizei praktisch alles abgeriegelt, was abzuriegeln war. Nur die VIPs, die Wagen mit Panzerglas und die Hummer-Limos wurden durchgelassen. Der Rest blieb außen vor.

Dafür gab es ein großes Aufgebot an Streifen- und Militärpolizisten: Das Foyer der Oper war für Normalsterbliche Sperrgebiet.

Kurz nach siebzehn Uhr trafen allmählich auch die Politiker und Diplomaten ein: ein paar Minister mit blauen Limousinen und Eskorte, der Präsident der griechischen Republik, der kroatische Premierminister, der Bürgermeister von Tel Aviv. Dichtauf folgten Persönlichkeiten aus Film und Fernsehen, Designer, Moderatorinnen, Fußballspieler und der Rest vom Jahrmarkt der Eitelkeiten.

Als einer der Letzten, nach dem russischen Magnaten und seinem Hofstaat, kam Senio Biondi, der Bürgermeister von Mailand, mit seiner Gattin, die der Intendant des Theaters untertänig begrüßte. Begleitet wurden sie von einem weiteren Machtinhaber, dem ersten Bürger von Paris: Guillaume Deveuze, Musikliebhaber, eingefleischter Katholik und enger Freund seines italienischen Amtskollegen.

Der Franzose war zu Besuch in Mailand, um Gespräche über die Möglichkeit einer künstlerischen Städtepartnerschaft zu führen. Die Grundidee dabei war, dass die beiden europäischen Hauptstädte der *Haute Couture* ein Abkommen trafen, das die Organisation gemeinsamer Modenschauen, Happenings und weiterer Initiativen im Zeichen der Mode vorsah.

Nun waren alle Zuschauer eingetroffen. Ein berühmter Regisseur hatte eine so prunkvolle Inszenierung der *Aida* geschaffen, wie man sie schon seit Jahrzehnten nicht mehr

in der Scala gesehen hatte. Danach war ein Galadiner im Palazzo Reale vorgesehen. Ausgesuchte Speisen wie Trüffelrisotto und Tournedos alla Rossini warteten auf etwa hundert geladene Gäste. Die man alle wie Kinder im Auge behalten musste.

»Das wird ein langer Abend«, brummte Sebastiani und kaute auf seiner Toscanello, als wäre sie Kautabak.

Select. James Brown. Play. I'm a soul man

Eisiger Regen von oben und Wasserfontänen von unten. Der gelbe Blitz mühte sich über den nassen Asphalt. Da der Motor ständig auszugehen drohte, murmelte der vollkommen durchnässte Fahrer einen ganz und gar nicht frommen Rosenkranz, der nur dem Heil seiner alten gelben Vespa Jahrgang 1974 galt.

Solche Momente kamen im von selbst gedrehten Zigaretten und durchwachten Nächten geprägten Leben von Enrico Radeschi häufiger vor, als ihm lieb war. An unangenehmen Tagen wie diesen war es ein echtes Unterfangen, mit seiner alten Piaggio ans Ziel zu kommen. Aber er würde niemals aufgeben. Wie ein moderner Asterix, allerdings leider ohne Zaubertrank, war er entschlossen, jetzt und immerdar der raumgreifenden Metropole zu trotzen.

Dabei wäre es für ihn von Vorteil gewesen, seinen gelben Blitz zu verkaufen. Ein Sammler hatte ihm einen Haufen Geld dafür geboten. Außerdem drohten die ökologischen Fallstricke, mit denen der Gesetzgeber sein Zweirad außer Gefecht setzen wollte.

Die Maut für den Zugang zum historischen Zentrum,

auch *Pollution Charge* genannt, hatte sich als Fehlschlag erwiesen: Mailand erstickte immer noch im Feinstaub. Viel zu wenige hatten ihr Auto in der Garage gelassen, es gab viel zu viele Ausnahmen und Schlupflöcher, zudem war die Sperrzone allzu begrenzt.

Der Rückgang des Smog war nicht zufriedenstellend. Mit zwei autofreien Sonntagen pro Monat hätte man dasselbe Ergebnis erzielt.

In Folge dieser Erkenntnis hatte die Stadtverwaltung, ausgerechnet jetzt vor den Feiertagen, eine Reihe neuer Anti-smog-Gesetze verabschiedet, die man ohne weiteres als revolutionär bezeichnen konnte, da sie direkt nach dem Dreikönigstag ein absolutes Fahrverbot für alle Motorfahrzeuge im historischen Zentrum vorsahen. Schlicht und wirksam – und für die Mailänder ein Schock. Denn dies bedeutete, dass alle angesagten Lokalitäten der Stadt nur noch mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erreichen waren: San Babila, Brera-Viertel, Montenapo und Spiga, Via Manzoni.

Die über vierzig Überwachungskameras zwischen Porta Nuova, Viale Montenero, Piazza di Porta Ludovica und Viale Coni Zugna würden nun einem neuen Zweck zugeführt werden. Sie mussten nicht mehr die durchfahrenden Wagen auf ihre Mautplakette kontrollieren, sondern den Einhalt des neuen Zugangsverbots überwachen und allen Zuwiderhandelnden saftige Strafmandate zuweisen.

Doch das war noch nicht alles. In diesem Zusammenhang hatte die Kommune beschlossen, ein neues Zugangsticket zum Einheitstarif von acht Euro einzuführen, das bis zum Ring der Umgehungsstraßen galt. Das hieß im Klartext, dass die zahlungspflichtige Zone, die vorher auf etwa zehn Quadratkilometer begrenzt war, nun mehr als ver-

zehnfacht wurde. Eine echte Kampfansage also gegen die Luftverschmutzung.

Drakonische Maßnahmen, über die allerorten gesprochen und geschrieben wurde.

Der *Deus ex Machina* des Ganzen war der umtriebige Bürgermeister der Stadt: Senio Biondi.

Er war als Parteiloser im Mitte-Rechts-Bündnis gewählt worden, und da seine zweite Amtszeit in wenigen Monaten beendet sein würde, sah er sich von der Sorge um seine Wiederwahl befreit und wollte Mailand etwas hinterlassen. Ein Zeichen setzen.

Der Grund war ganz einfach: Er, Senio Biondi, hatte das Licht gesehen, wie einst Jake Blues. Nicht im Dom war dies geschehen, wo Kardinal Rovelli ihn in einer Aura himmelblauen Lichts den Gläubigen vorführen wollte. Nein. Es war in einem Krankenhausbett des Niguarda-Hospitals geschehen.

Knapp drei Monate zuvor hatte Biondi an einem milden Septemberabend einen anaphylaktischen Schock mit Atemstillstand erlitten. Eine ganze Nacht lang schwebte er zwischen Leben und Tod, wo ihn seines Bekundens nach die göttliche Erleuchtung überkam. Die danach befragten Ärzte erklärten weitaus nüchterner, dass die verabreichten Mittel durchaus zu derartigen Halluzinationen führen konnten.

Als Biondi-Belushi-Blues drei Tage darauf die Poliklinik verließ, war er ein neuer Mensch. Ein Bürgermeister mit einer Mission.

Die Taktik, die er anwandte, war schon mehr als ein Jahrhundert zuvor von Minghetti und Depretis erprobt worden: historischer *transformismo* in postmodernem Gewand – kon-

kret: keinerlei Hemmungen, wenn nötig, auch um Stimmen von der Opposition zu werben. Das feindliche Lager seinerseits war nur zu gern bereit, ihn zu unterstützen, um die Regierungsmehrheit in Schwierigkeiten zu bringen.

Wie vorauszusehen war, stieß seine Initiative auf keinerlei Gegenliebe bei seinen Bündnispartnern. Doch er ließ sich nicht entmutigen und verfolgte stur sein Ziel, wobei er mehrfach im Stadtrat Depretis Maxime von 1862 zitierte:

»Die Mehrheiten dürfen nicht unwandelbar sein. Die Ideen reifen mit den Fakten, und so wie die Wissenschaft sich entwickelt und die Welt fortschreitet, verändern sich auch die Parteien. Auch sie unterliegen dem Gesetz der Bewegung und Veränderung.«

Mit diesen Worten hatte er die Opposition überzeugt, für die Antismog-Gesetze zu stimmen. Vom siebten Januar an würde Mailand eine ökologische Stadt sein.

Select. Liquido. Play. Narcotic

Die Piazzale Loreto war dicht. Zahllose Hupen übertönten den Regen und ebenso viele Auspufftöpfe feuerten Abgase in die Luft – dem verkehrsfeindlichen Plan des Bürgermeisters zum Trotz.

Radeschi schoss mit seiner gelben Vespa aus der Viale Monza und fädelte sich mit unverminderter Geschwindigkeit in das Chaos aus Scheinwerfern und Auspuffrohren. Er schlängelte sich gefährlich dicht zwischen zwei Bussen hindurch, überfuhr ein paar Ampeln bei dunkelorange und schnitt durch den vorgeschriebenen Kreisverkehr, ohne nach rechts und links zu blicken. Ein schwarzer Cayenne musste

abrupt vor dem gelben Blitz stoppen, was dem Fahrer eine heftige Schimpfkanonade entlockte.

Radeschi beschrieb mit der freien Hand eine entschuldigende Geste und drückte mit der anderen den Gashebel bis zum Anschlag.

Er war auf dem Weg zum Buchladen und das nicht aus Wissensdurst, sondern aus Gründen der Selbsterhaltung. Er war zweiunddreißig, verdiente sich seinen Lebensunterhalt als freier Journalist und musste sich immer wieder Neues einfallen lassen, um bis zum Ende des Monats hinzukommen. Er und sein Labrador Buk lebten in derart prekärer Lage, dass er für die schlimmsten Zeiten eine zweite Verdienstmöglichkeit aufgetan hatte, die noch unsicherer und, wenn möglich, noch fragwürdiger war als die erste: Er arbeitete als Lektor und ›technischer Berater‹ für einen winzigen Verlag. Auf Grundlage seiner vielfältigen Erfahrungen bei Polizeiermittlungen und Gewaltverbrechen sollte er entscheiden, ob ein spezielles Verbrechen oder ein bestimmtes Ermittlungsverfahren in einem Buch auch in der Wirklichkeit stattfinden konnte oder ob der Autor seine Phantasie ins Kraut schießen lassen hatte.

An diesem Abend war die Liste seiner fragwürdigen Tätigkeiten um eine weitere bereichert worden: Er sollte eines der von ihm betreuten literarischen Projekte öffentlich absegnen. Ein junger Autor hatte sich an einen Actionthriller gewagt und dabei schamlos *Die Hard,* den legendären Streifen mit Bruce Willis, kopiert. Das Ganze war nach Mailand transponiert worden, so dass die spektakuläre Action im futuristischen Nakatomi-Tower von Los Angeles jetzt ausgerechnet im Torre Velasca stattfand, den eine Schar Terroristen in Schutt und Asche legten.

Als Radeschi gegenüber dem Verleger einen Lobgesang anstimmte, musste er es sofort darauf bereuen. In der Überzeugung, seine Worte blieben strikt *in camera caritatis,* also ganz vertraulich, und mit dem einzigen Ziel, ein bisschen schneller das Honorar für die Begutachtung zu bekommen, hatte er sich dazu hinreißen lassen, die unbestreitbare literarische Qualität des Werks herauszustreichen. Leider war dies gegen ihn verwendet worden, denn nun musste er sich in halsbrecherischem Tempo um alle Pfützen schlängeln, damit seine Vespa nicht ausging, nur um zu seinem Protégé zu gelangen – der ihn längst in einer großen Buchhandlung am Corso Buenos Aires erwartete. Dort sollte sein Roman offiziell vorgestellt werden und Radeschi den heuchlerischen Stuss wiederholen, den er dem Verleger aufgetischt hatte.

Als er, eine gute halbe Stunde zu spät und nass bis auf die Knochen, dort eintraf, wurde es schlagartig still. Die Blicke aller Anwesenden richteten sich auf ihn: einen jungen Mann mit einem Outfit wie Dylan Dog, ungepflegtem Spitzbärtchen und einer Brille mit schwarzem Gestell wie der junge Kennedy. Wer ihn kannte, wusste, dass er sich nicht für den Anlass umgezogen hatte, denn er trug wie immer braune Clarks, verblichene Jeans, eine schwarze Jacke mit Papier und Stiften in den Taschen und ein blaues Hemd, das ihm aus der Hose hing.

Das Exekutionskommando hatte bereits Aufstellung genommen: der Verleger, ein Mann in den Fünfzigern mit grauem Haar, grauem Anzug und zornesrotem Blick; der Autor Giovanni Guglielmi, der sichtlich unter Lampenfieber litt und vergeblich bemüht war, sich hinter einem Regal mit Reiseführern zu verstecken; seine Eltern und eine achtzigjährige Tante mit einem Hörgerät gleichen Alters; ein

paar Jungspunde, die eindeutig herzitiert worden waren. Und natürlich das Publikum auf den unteren Rängen, die üblichen fünf, sechs Gestalten unterschiedlichen Alters und Geschlechts, die sich zwar nicht kannten, aber dennoch unfehlbar bei allen Lesungen auftauchten. Einfach nur, um dazwischenzureden und zu zeigen, wie kultiviert sie waren – und dann zwischen den Zeilen anzudeuten, dass auch sie ein Buch in der Schublade hätten und wenn der Verleger vielleicht mal einen Blick darauf werfen wolle …

Guglielmi trat zu Radeschi und blickte dabei angestrengt zu Boden.

»Ich komme mir vor wie ein Komiker bei seinem ersten Auftritt«, bemerkte er. »Mit einer falschen Frisur und einem Publikum, das nicht zuhört. Auf einer Provinzbühne und obendrein noch mit einem Repertoire schlechter Witze.«

»Hör auf, du wirst sehen, es geht alles gut.«

Der Verleger tippte mit gezwungenem Lächeln und glühendem Blick vielsagend auf die falsche Rolex, die er unverfroren am rechten Handgelenk trug.

Man schritt zur Lesung.

Select. Jazz. Miles Davis. Play. Solea

»Eine Lesung für den siebten Dezember anzusetzen, ist ein echter Geniestreich«, sinnierte Radeschi.

Der Verleger hatte einiges zahlen und seinen guten Ruf in die Waagschale werfen müssen, um den Geschäftsinhaber dazu zu bringen, ihm einen Termin am Sant'-Ambrogio-Tag einzuräumen, an dem die Kundschaft bekanntermaßen nicht großartig zum Kaufen überredet werden musste.

Nachdem Radeschi am Tisch der Referenten Platz genommen hatte, sah er sich besorgt um. Um ihn herum herrschte komplettes Chaos.

Total Cheops, hätte Jean-Claude Izzo es genannt. Casino totale. Ein schriller und wenig passender Vergleich für den Autor neben ihm. Er wusste nicht mal, warum er ihm in den Sinn gekommen war. Es war passiert, als er seine Ideen sortieren wollte, bevor er zum Vortrag ansetzte. Das war nicht einfach, da der Ansturm auf die Regale des Ladens in vollem Gang war. Das vorweihnachtliche Massenshopping lässt keine Zeit für Plaudereien. In dieser Zeit verkaufen sich Bücher kiloweise, und nicht der Autor zählt, sondern allein die Frage, ob das Buch mit seiner Aufmachung ein hübsches Geschenk abgibt.

Im Hintergrund ein dissonantes Konzert: Geschrei aus allen Richtungen, Kindergeheul, Gehupe von der Straße.

Der Journalist räusperte sich; viel lieber wäre er jetzt beim Zahnarzt gewesen und hätte sich einen Zahn ziehen lassen – ohne Betäubung – als sich dieser Tortur zu unterziehen. Aber das gehörte nun mal zu seinen Pflichten gegenüber dem Verleger.

Beim *Corriere* waren magere Zeiten angebrochen; Druckerschwärze wurde nur auf die Antismog-Maßnahmen des Bürgermeisters verwandt, und dafür war Radeschi nicht zu haben. Reportagen über Verbrechen, das lebte und atmete er, davon ernährte er sich. Sein Chefredakteur Beppe Calzolari wusste das und hütete sich, von ihm einen Artikel über die CO_2-Erhebungen von der Via Larga und Biondis Gegenmaßnahmen zu verlangen. Am Ende hätte er sich noch etwas zurechterfunden!

Der Verleger räusperte sich nun seinerseits geräuschvoll

und umständlich, damit es nicht wie eine Ermahnung klang.

»Der mediterrane Krimi«, begann Radeschi laut genug, um das Stimmengewirr ringsherum zu übertönen, »ist, wie Izzo geschrieben hat, die fatalistische Akzeptanz des Dramas, das uns bedroht, seit der Mensch seinen Bruder an einem der Ufer unseres Meeres umgebracht hat. Leider scheint dieser französische Autor jedoch nicht von Krimiautoren unseres Verlags rezipiert zu werden. Denn hier begnügt man sich damit, dem Mainstream zu folgen, Erprobtes noch mal zu erproben und Geschichten neu zu erzählen, die andere sich bereits ausgedacht haben. Unser heutiger Roman ist da keine Ausnahme. Die Farben Marseilles und den Geruch nach Meer, Knoblauch und Basilikum werden Sie hier nicht finden; hier werden Sie nur den Gestank der verkohlten Fassade des Torre Velasca riechen, der in Brand gesetzt …«

Während Radeschi sprach, zeigten sich auf dem Gesicht des Autors alle Farben des Regenbogens.

»Was zum Teufel soll das denn?«, knurrte er leise und zum Verleger gewandt. Überzeugt, dass keiner ihn hören könne.

Aber seine Bemerkung ließ den Vortragenden abrupt verstummen. Vollkommenes, unerwartetes und peinliches Schweigen trat ein. Schließlich wurde es von einer Frauenstimme unterbrochen.

»Entschuldigung, aber was hat Izzo mit diesem Buch hier zu tun? *Je ne comprends pas.*«

Die Frage kam von einer jungen Frau mit unverwechselbarem Akzent und einer Figur, die keinen Mann kaltlassen konnte.

Ermutigt lächelte Radeschi. Der Verleger wurde noch wütender, der Autor noch röter.

»Gar nichts«, antwortete Radeschi. »Mich reizte nur die Idee, diese triste Lesung mit einem Autor seines Kalibers zu beginnen. Nur um das Niveau anzuheben.«

Der Verleger wurde feuerrot, der Autor wechselte ins Blau, seine Familie fing an zu grummeln, und die Claqueure stießen sich mit den Ellbogen an.

Die junge Frau nickte und lächelte ebenfalls.

Radeschi wollte noch etwas hinzufügen, da sprang der Verleger auf wie ein Schachtelteufel und entriss ihm das Mikrophon.

»Ich übernehme«, knurrte er. »Du verschwindest.«

Der Journalist wagte keinerlei Einwand, sondern gehorchte aufs Wort. Er wandte sich zum Ausgang und mied die wütenden Blicke der Anwesenden. Missbilligendes Gemurmel folgte ihm hinaus.

Am Ausgang materialisierte sich die junge Frau vor ihm.

Sie drückte ihm ein Exemplar von Izzos *Aldebaran* in die Hand. Auf dem Umschlag stand, in blauer Tinte, eine Telefonnummer mit der Vorwahl +33. Ein französisches Handy.

»Appelle-moi«, sagte sie einfach und verschwand.

Mit Izzos Buch in der Hand stand Radeschi reglos da. Zumindest zehn Sekunden, bevor er sich fasste und hinausrannte.

Es hatte aufgehört zu regnen. Die junge Frau schien verschwunden. Er drehte sich um sich selbst wie eine überdrehte Schraube, bis er sie auf der Piazza Lima entdeckte.

»Warte!«, brüllte er ihr nach.

Sie drehte sich um.

Keuchend rannte er zu ihr.

»Ich weiß nicht mal, wie du heißt.«

»Nadia.«

»Nadia. Schöner Name.«

»Nadià, *s'il te plaît.* Französisch.«

»Aber du sprichst italienisch.«

»*Oui*. Aber nicht besonders gut«, sagte sie und wurde rot. »*Mon père* ist Sizilianer.«

»Schön, Nadia. Was hältst du davon, essen zu gehen?«

»*Maintenant*? Jetzt*?*«

Er zauberte seine beste Unschuldsmiene aus dem Hut.

»Pourquoi pas?«

»Du kannst Französisch?«, staunte sie.

»Ein bisschen. Ich hab's vor einer Ewigkeit in der Schule gelernt. Also, gehen wir?«

Sie zuckte die Achseln.

»*Allons-y.* Gehen wir.«

Radeschi hasste Sushi. Er mochte den rohen Fisch genauso wenig wie das Frittierte, die Sauce, den Meerrettich, die Stäbchen oder auch den Sake. Das Land der aufgehenden Sonne verursachte ihm Ekel. Vor allem, weil er nur wenige Monate zuvor eine ziemlich unappetitliche Erfahrung mit dem japanischen Besitzer eines ebensolchen Restaurants gemacht hatte. Doch leider hatte man in gewissen Situationen keine Wahl.

Die kleine Französin liebte Sushi und hatte ihn in eine angesagte Sushi-Bar bei den Säulen von San Lorenzo geschleift.

Ein winziger Kellner, der nur aus Lächeln und Verbeugungen bestand und aussah wie das Spitting Image von Meister Miyagi aus *Karate Kid,* hatte ihnen einen Platz an einem großen, runden Tisch zugewiesen, über den die Speisen glitten. Der Journalist hatte sich nur einmal kurz umsehen müs-

sen, da wusste er schon, wohin es ihn verschlagen hatte: gehobenes Ambiente, Yuppies, Manager, magersüchtige Models und Großkotze. Der klassische Mailänder *Cool Place* mit himmelschreienden Preisen, die den Brieftaschen der Gäste angemessen waren.

Es war besser, kein Aufheben darum zu machen. Er wollte Nadias Gegenwart auskosten, ihr sinnliches Geplauder schlürfen wie Champagner.

Sie kam aus Paris, war zweiundzwanzig und hatte einen italienischen Vater. Nachname Colletti. Strahlende Augen, braune, glatte, schulterlange Haare, straffe, wohlgerundete Brüste und einen Mund wie Angelina Jolie. Und sie war Erasmus-Stipendiatin an der staatlichen Uni.

Sie war von der Sorbonne nach Mailand gekommen, um hier politische Wissenschaften oder, wie es kurz auf französisch hieß, *Science Po,* zu studieren. Die schlechte Nachricht war, dass ihre vier Monate Studienaufenthalt fast beendet waren. Ihr blieben noch drei Tage, die gerade reichten, um sich den berühmten Obei-Obei-Weihnachtsmarkt am Castello Sforzesco anzusehen, bevor es zurück in Richtung *La Douce France* ging.

»Da du jetzt alles über mich weißt, erzähl mal von dir, *Henri*.«

Sie nannte ihn *Henri.* Zum Dahinschmelzen.

Radeschi fing an zu erzählen. Von seinem Singledasein mit Hund, von seiner ständigen Suche nach einem Knüller, den er dem *Corriere* verkaufen konnte. Von seinen Ermittlungen und seiner unsteten Lebensweise als Spürhund.

Sie hörte lächelnd zu. Nach einer guten halben Stunde versiegte Enricos Redefluss, weil er eine Hormonausschüttung registrierte, die er schon seit Urzeiten nicht verspürt hatte.

Sein atavistischer Jagdinstinkt erwachte. In seinem Stammhirn entwickelten sich die groben Umrisse einer Strategie, die Beute zu erlegen. Dabei spielte natürlich Buk, sein Labrador, eine tragende Rolle, denn er war überzeugt, dass ihm mit diesem süßen Hund an seiner Seite keine Frau widerstehen konnte.

Im Grunde wollte er wie üblich vorgehen. Erst ein schöner Ausflug mit der Vespa ins Zentrum, zum Dom und Castello Sforzesco, dann ein Spaziergang durch das Brera-Viertel, wo sich das Mädchen möglicherweise die Hand von einer entgegenkommenden Zigeunerin lesen lassen würde. Bei seiner letzten Flamme hatte das nicht so gut funktioniert, aber darüber machte sich Radeschi keine Sorgen. Er glaubte nicht an das Gesetz negativer Serien.

Er nippte an seinem nach Benzin schmeckenden Sake und dachte gerade über ein hübsches, kleines Programm nach dem Essen nach, als ein Stromausfall alle seine Pläne zunichte machte.